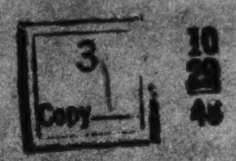




HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

3. JAHRGANG · FOLGE 12
BERLIN, 2. JUNIHEFT 1944

SCHARFSCHÜTZE . . .
[illegible]

Ein Herz, glühend von großer Leidenschaft, ein Hirn kalt und klar, die Machtverhältnisse besonnen erwägend — das ist die Stimmung der Seele, die dem Patrioten geziemt in einer Nation, die um ihr Dasein ringt H. v. TREITSCHKE

GENERALLEUTNANT DITTMAR

ZWANG ZUR BEREITSCHAFT

Wir haben dem Begriff der „Festung Europa" nie anders als mit der gebotenen Zurückhaltung gegenübergestanden, weil er leicht zu Auffassungen führt, die den besonderen Verhältnissen und Maßstäben dieses Krieges nicht voll gerecht werden können. Allzuleicht verbindet sich damit die Idee der Enge und des völligen Abgeschlossenseins, vor allem aber der aus herkömmlichen Anschauungen abgeleitete Gedanke eines Widerstandes auf begrenzte Zeit, der deshalb besonders naheliegt, weil eine Festung im allgemeinen wohl einen militärisch stärkstens gesicherten, aber nur mit beschränkten wirtschaftlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Raum darstellt. Demgegenüber umfaßt der europäische Kontinent, um den es sich handelt, ein Gebiet, das nach seiner Größe vergleichsweise gering sein mag, das aber dafür die kriegswirtschaftlich und verkehrsmäßig am meisten entwickelten Räume mit hoher Bevölkerungsdichte auf ausreichender Ernährungsgrundlage enthält. Wenn man von der Festung Europa spricht, kann dies nur in übertragenem Sinne gelten! Kein Zweifel, daß Deutschland und mit ihm Europa in mehr als einer Hinsicht im Zustande einer Belagerung leben und unter den harten Ge[illegible] stehen, die damit untrennbar verbunden [illegible]ist vor allem der Z[illegible]ng zur Bereitschaft. [illegible]ssenen Festung auf [illegible] Europa vor dem Einbruch der ihm in tiefster Seele fremden und feindlichen Mächte zu schützen und zu bewahren suchen. Sicher ist auch, daß die Dinge sich im Laufe der letzten Monate mehr und mehr verschärft haben. Wir haben in diesem Winter im Süden der Ostfront ein gut Teil des Vorfeldes vor der Hauptkampflinie eingebüßt. Daß die Sowjets versuchen werden, gerade hier zu einem Enderfolg in militärischer und politischer Hinsicht durchzudringen, ist selbstverständlich.

Dies um so mehr, als die Gesamtergebnisse dieses Winters in der Mitte und im Norden der Ostfront sich als für den Feind wenig befriedigend erwiesen haben. Erfahrungen wie die dort gemachten legen immer nahe, zunächst dort mit starken Kräften anzugreifen, wo sich bisher Erfolge eingestellt haben und die Methoden des Angriffs dadurch bestätigt zu sein scheinen. Auch ist der Südostraum zweifellos derjenige, der am schnellsten die Möglichkeit unmittelbaren Zusammenwirkens mit den westlichen Verbündeten gibt, mindestens im Sinne einer Ergänzung der sowjetischen Landoffensive durch Angriffe der angloamerikanischen Luftflotte auf Orte im rumänischen Hinterlande. Daß im Hintergrunde der sowjetischen Offensivpläne der Gedanke der Sowjets steht, sich unter allen Umständen den eigenen Verbündeten zu sichern, ist ein besonders einleuchtendes Beispiel für die enge Verknüpfung von politischer und strategischer Zielsetzung.

Unsere Gegner im Westen werden zweifellos von den letzten Ereignissen im Osten berührt. Sie haben, wie sie selbst mit aufschlußreicher Deutlichkeit betonen, die Vorbereitungen für die Invasion des europäischen Festlandes abgeschlossen. Sie stehen, um mit ihren Worten zu sprechen, bereit wie ein elektrisch auslösbares Fallbeil; ein Druck auf den Knopf soll es zum zerschmetternden Niederstürzen bringen. Die Auslösung aber, so sagen sie, wird ausschließlich von militärischen Erwägungen bestimmt werden.

Sehen wir die Dinge an der westlichen Front mit ihren möglichen, aber unter den gleichen Gesetzen stehenden Nebenkriegsschauplätzen unter vorwaltenden militärischen Gesichtspunkten, so sehen wir einer nunmehr seit Jahren vorbereiteten, auf überreiche technische Möglichkeiten gestützten und zweifellos nach jeder Richtung, soweit dies menschenmöglich erscheint, durchdachten Aktion entgegen. Der Zwang zu höchster Abwehrbereitschaft liegt, darüber kann kein Zweifel bestehen, auf der deutschen Abwehrfront in allen ihren bis tief in das Hinterland reichenden Teilen.

Aber es würde durchaus irrig sein, wenn unsere Gegner in dieser Feststellung eine deutscherseits gegebene Bestätigung einer von ihnen sooft behaupteten Nervosität auf unserer Seite sehen würden. Es ist selbstverständlich, daß der jetzige Zustand eine Spannung bedingt, die der entscheidenden Bedeutung der zu erwartenden Kämpfe entspricht. Spannung aber ist keine Nervosität, sondern nichts weiter als die notwendige Folgerung aus der Tatsache, daß der Angreifer zu allen Zeiten über den Vorteil verfügt hat, den Zeitpunkt des Beginns einer Kampfhandlung nach eigenem Ermessen wählen zu können.

Nichts aber würde verfehlter sein als die Unterstellung, als müsse das geflissentliche Hinauszögern des jetzigen Zustandes uns mehr belasten als den angeblich sprungbereit auf der Lauer liegenden Gegner jenseits des Kanals. Jeder, der in der eigentlichen Kampffront gestanden hat, kennt die unerhörte Spannung, die die überwiegende Mehrzahl der Menschen in den Stunden vor der X-Zeit, der festgelegten Minute des Angriffsbeginns, beherrscht, wie jede Verschiebung auf einen späteren Moment an den Nerven zerrt und bei Wiederholung sehr leicht den Angriffsschwung zum Erlöschen bringen kann. Was hier im kleineren Rahmen einer Angriffstruppe unbestreitbar gilt, trifft, wenn uns nicht alles täuscht, weit mehr noch auf den größeren und naturmäßig weit anfälligeren Körper eines Volkes oder gar zweier Völker zu. Auch Engländer und Amerikaner werden — auch wenn der Begriff „Begeisterung" in ihrer stark auf Zahlen eingestellten Vorstellungswelt nur eine geringe Rolle spielt — der Auffassung sein müssen, daß sie ganz ohne ähnliche seelische Regungen mindestens bei ihrer Truppe den schweren Weg der Invasion kaum gehen können. Begeisterung aber ist nach Goethes Worten keine Heringsware, die man einpökelt auf lange Jahre. Es gibt auch einen geistig-seelischen Substanzverlust, der sich höchst bedenklich auswirken kann. Nicht wir allein, sondern in ganz besonderem Maße auch der Gegner unterliegt dem Zwang zu höchster Bereitschaft und nicht nur in materieller Beziehung. So haben wir keine Ursache daran zu zweifeln, daß die aus den westlichen Feindstaaten zu uns herüberdringenden Nachrichten über ein wahrhaftes Invasionsfieber dort und die hysterischen Formen, in denen es sich äußert, durchaus auf Wahrheit beruhen.

Wir übersehen nicht, daß das Bewußtsein großer Stärke sehr wohl ein Gegengewicht gegen seelische Schwächeerscheinungen dieser Art bilden kann. Kein Zweifel auch, daß von unseren Gegnern nichts unterlassen wurde, um die Überzeugung, ungewöhnlich stark zu sein, ihren Völkern und Invasionsverbänden beizubringen. Manches, was in dieser Hinsicht bekanntgeworden ist, bleibt auch dann höchst imponierend, wenn man den Zweck der Veröffentlichungen in Betracht zieht. Aber das, was uns in Form absoluter Zahlen entgegentritt, hat nur in beschränktem Maße auch relativ, das heißt im Hinblick auf die Schwierigkeit der sich vor unseren Feinden türmenden Aufgabe, Beweiskraft. Denn so viel steht fest, daß es sich hier um eine Aktion handelt, die kein als Vorgang zu wertendes Beispiel in der Kriegsgeschichte hat. So ist die Zahl der als „unbekannt" einzusetzenden Faktoren zweifellos weit größer, als sie schon bei jeder in herkömmlichem Sinne normalen Aktion

Fortsetzung auf Seite 9



Am Gewehr 43 mit Zielfernrohr. Es vergrößert das Ziel vierfach und bietet beste Zielsicherheit auch bei schlechter Beleuchtung



Das getarnte Schützenloch. Für den Karabiner wird eine Gasse in das Erdreich gegraben. Die über das tiefe Schützenloch gelegte Zeltbahn wird mit Reisig und Gräsern abgedeckt



Ein Scharfschütze? Nein, sogar zwei! Beispiel vorzüglicher Tarnung, denn der zweite Schütze ist nur an der von Zweigen umgebenen Optik seines Zielfernrohrs aus der Nähe zu erkennen

Scharfschützen

DIE ELITE DES EINZELKÄMPFERS

VON HAUPTMANN BORSDORFF · AUFNAHMEN VON LEUTNANT ERICH BAUER

Trotz des Krieges der Massen und des Materials lebt auch heute noch unvermindert der Einzelkämpfer. Oft vermag seine Findigkeit und Fähigkeit in bestimmten Phasen der Gefechte die Entscheidung herbeizuführen. Gerade der Ostfeldzug hat den Kampf Mann gegen Mann wieder stärker in Erscheinung treten lassen und dabei alle Fähigkeiten, sich dem Gelände anzupassen, ja in ihm zu verschwinden, wieder auf das stärkste in den Vordergrund gedrängt. Der „Jäger auf dem Schlachtfeld" hat heute wesentliche Aufgaben, die ihm die andere Seite aufzwang und die vor allem die immer unsichtbarer gewordenen Stellungen mit sich brachten. Im Krieg des Ostens oder in den Kämpfen mit den Banden der Balkangebiete hat der Scharfschütze seine dankbarsten Aufgaben.

Der Begriff des Scharfschützen im deutschen Heer ist an sich nicht neu. Schon der Grabenkrieg der Jahre 1914—18 kannte diesen qualifizierten Einzelkämpfer, der dem Gegner viel zu schaffen machte. Aber erst der Verlauf dieses Krieges führte zur Ausprägung eines besonderen Waffentyps innerhalb der Infanterie.

Nicht jeder wird und kann ein Scharfschütze werden, nicht jeder wird die notwendigen hohen Voraussetzungen mit sich bringen. Naturveranlagung, jägerische Passion, Fanatismus zur Schußwaffe, sie allein sichern die Leistungen, welche die Führung heute von dem Scharfschützen verlangt. Ihm gibt sie deshalb auch eine vollkommen zuverlässige, hochwertige Waffe, das Gewehr 43, in die Hand, versieht ihn mit dem Hilfsmittel des Zielfernrohrs und mit einer gleichmäßigen Munition bester Qualität. Sein Werdegang ist denn auch nicht eine Sache weniger Tage, sondern erstreckt sich auf vier Wochen, die nach vorher abgeschlossener infanteristischer Grundausbildung den Schützen mit vollendetem schießtechnischem Können und Meisterschaft in der Gefechtsausbildung hinstellen sollen. Schießen und Geländekunde stehen im Vordergrund der Schule der Scharfschützen. Was sie allein auf dem Gebiet der Tarnung und der Kriegslist, der Geländeausnutzung und des Stellungsbaues mit sich bringt, ist sehr umfangreich. Die Erfahrungen im Ostfeldzug sind hier weitgehend berücksichtigt. Der deutsche Scharfschütze vermag völlig im Gelände zu verschwinden, in Schützenlöchern unterzutauchen, die auch dem bewaffneten Auge nicht sichtbar werden, das Aussehen von Tannen oder Birken anzunehmen oder überhaupt seine Lauerstellungen so erfindungsreich wie nur möglich auszubauen — alles mit dem Ziele, sich der Sicht des Gegners weitgehend zu entziehen. Andererseits heißt es für den Scharfschützen, dauernd das gegnerische Gelände zu beobachten und dort jede verdächtige Erscheinung sofort zu erkennen. Die Arb[illegible] beiden Richtungen ver[illegible]gt hohes Einfüh[illegible] vermögen und Verbund[illegible] andererseits Verschlagen[illegible] schlusses und selbständiges Handeln. Ist doch der Scharfschütze weitgehend auf sich selbst gestellt; vielfach wird er allerdings paarweise eingesetzt. Der eine Schütze beobachtet, der andere schießt.

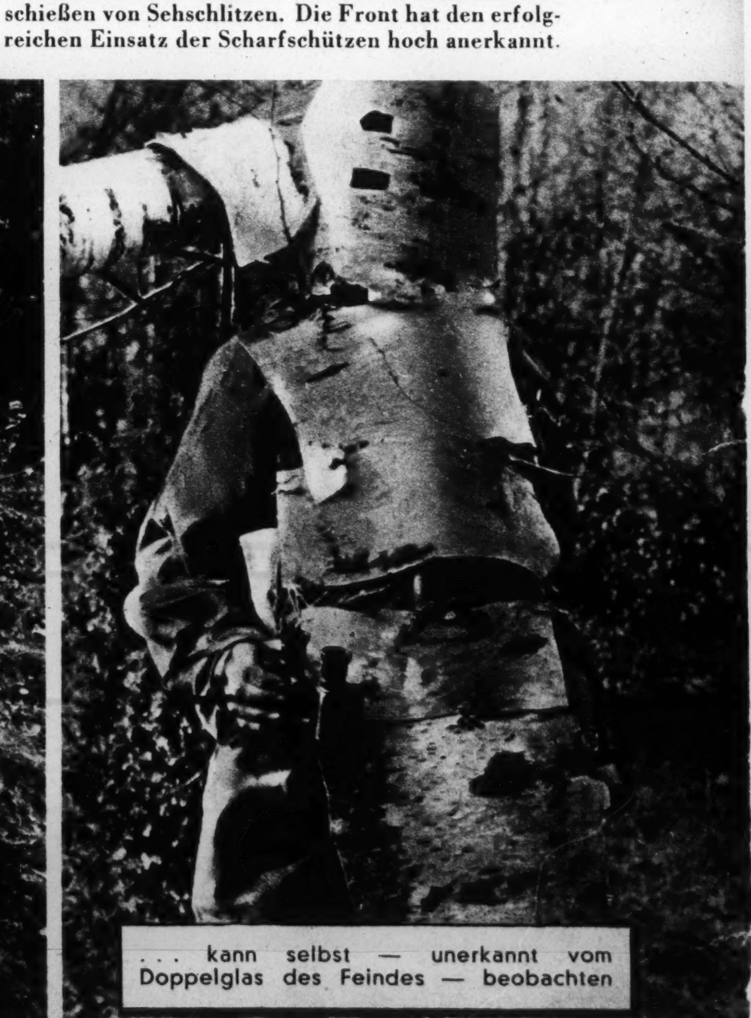
Die taktischen Aufgaben, welche dem Scharfschützen gestellt werden, sind außerordentlich mannigfach. Insonderheit hat er dem Feinde die Führer und die gefährlichsten Waffen zu nehmen. Innerhalb seines Zuges oder seiner Kompanie wird der Scharfschütze auf besonders lästige Ziele angesetzt, z. B. Bekämpfung von MG-Nestern, Abschuß von Meldern, Baumschützen und feindlichen Scharfschützen, Blenden von Scharten und Beschießen von Sehschlitzen. Die Front hat den erfolgreichen Einsatz der Scharfschützen hoch anerkannt.



Die „Birkentarnung"! An einen Baum gelehnt, steht der Schütze . . .



. . . ist mit losgelöster Birkenrinde vorzüglich abgedeckt und . . .



. . . kann selbst — unerkannt vom Doppelglas des Feindes — beobachten

IM VISIER:

Auf der Schattenseite

Es gibt für den kämpfenden Soldaten manche scharfen Prüfungen, die an das soldatische Empfinden gestellt werden können. Eine der undankbarsten und die größte Selbstüberwindung fordernden ist die Zumutung, an einem jener zahlreichen Frontabschnitte zu kämpfen, die nur selten im Wehrmachtbericht erwähnt werden, an denen sich nur örtlich begrenzte oder im Vergleich zu großen schweren Kämpfen geringfügige kriegerische Auseinandersetzungen abspielen, ohne daß deswegen die soldatische Leistung etwa geringer sei. Denn an jenen Stellen können sich oft auf kleinstem Raum Kämpfe von größter Erbitterung abspielen, welche die größten Anforderungen an Nerven und Leistungen stellen. Diese Kämpfe des Verzichts auf Glanz und Dank, dieses schweigende Opfer ungenannter Fronten verlangt vom Soldaten, der dazu noch das Letzte herzugeben bereit ist, das ein Mensch hergeben kann, nämlich das persönliche Leben, auch zugleich das Äußerste an Zurückhaltung, das es geben kann. Nicht nur der geführte Soldat der vordersten Kampfzone, sondern auch der Führer der an solcher Frontstelle kämpfenden Truppe muß dieses stumme Opfer bringen. Was hier aufrechterhält und zur letzten Leistung anspornt, das kann nur die tiefe Einsicht sein, die der dienende Teil in das Ganze besitzen muß, wenn anders das Ganze reibungslos und erfolgreich arbeiten soll.

Einer dieser zu erkennenden Momente ist der folgende: Eine große, lang ausgedehnte Front kann, solange die letzte Entscheidung nicht gefallen ist, nicht zugleich überall im angespanntesten Kampfzustande sein. Die Zone der Entscheidung wird begrenzt auf bestimmte Teile der Front. [illegible] wenig kann die [illegible]rige Front sich in [illegible] das ihrige wie der [illegible] an einem großen Bauwerk dienstbar dazu beitragen, die in den Zonen der Entscheidung kämpfenden Truppen zu unterstützen.

Und das kann die übrige Front nur dadurch tun, daß sie Kämpfe führt, welche den Gegner hinhalten, seine Kräfte binden, und zwar dadurch, daß sie bald hier, bald dort die jederzeit brennende Möglichkeit vortäuschen, auch hier könne sich der Gesamtkrieg überraschend in eine Zone wichtigster Entscheidungen verwandeln. So wird der Gegner nicht nur gebunden, sondern an den Brennpunkten geschwächt, er wird seelisch beunruhigt und abgelenkt. Oder: diese dauernden, bedrohlichen, aber noch nicht ernsthaft zupackenden Gefechte bereiten künftige Entscheidungen im Plane der gesamten Kriegführung vor, sie ebnen behutsam den Weg für kommende Vormärsche, sie bohren den Damm feindlicher Verteidigung für geplante Durchbrüche hier und dort an. Mag solch eine Anbohrung auch nur geringfügig erscheinen — so manches Mauseloch war der Beginn eines großen Deichbruches, durch den dann das anstürmende Meer sich verheerend ins Hinterland ergoß.

Kaum einer derer, die den Heeresbericht zu Hause lesen, ahnt, wieviel Tat und Opfer, wieviel Verzicht und Entbehrung, wieviel Schweiß und Erschöpfung in manchen Nebensätzen dieser Berichte enthalten ist. Abseitiges Sterben, schweigendes Heldentum, vorbildlichste Einzeltat verbirgt sich hinter dem Namen eines unbekannten Dorfes in Nebel und Sumpfwald, Eis und Schlamm, dörrender Hitze und erstickendem Staub, rasendem Sturm oder brütender Schwüle.

Die Kameradschaft des Soldatentums, die Gemeinschaft der kriegerischen Menschen zeigt sich nirgends beredter im Schweigen als an solchen entlegenen Frontstellen, die sich manchmal zum scheinbar verlorenen Posten auswirken, wo mancher, die Kugel in der Brust, zwischen Binsen und Gesträuch, zusammensackt und dann als „vermißt" verschollen und versunken scheint und nun auf sich selbst gestellt den Weg zur Großen Armee antritt.

Franz Schauwecker



Die „Panzerfaust" auf dem Versuchsplatz. Dr. L., der Erfinder der neuen Waffe (auf der Mitte des Bildes), überprüft den Abschußwinkel. Die „Panzerfaust", die an den Fronten bereits verwendet wurde, hat sich bestens bewährt



Die „Panzerfaust" kann aus jeder Deckung heraus geschossen werden. Hier liegt sie auf der Schulter des Schützen. Das Rohrende muß stets frei sein. Beim Abschuß wird hier ein starker Feuerstrahl von 2 bis 3 Meter Länge ausgestoßen

Panzerfaust



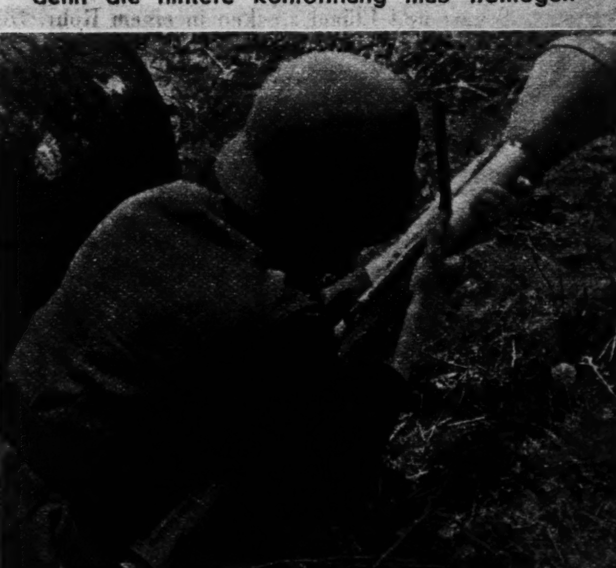
Der Abschuß liegend. Über Geschoßrand und Visier wird der heranrollende Panzer anvisiert. Das Wichtigste beim Schuß ist Ruhe!



Die „Panzerfaust" ist kein Gewehr! Dieser Schultereinzug kann dem Schützen den Arm kosten, denn die hintere Rohröffnung muß freiliegen



Der Abschuß kniend. Der Rückstoß ist unbedeutend. In jedem Falle muß die hintere Rohröffnung freiliegen, um Verbrennungen zu vermeiden



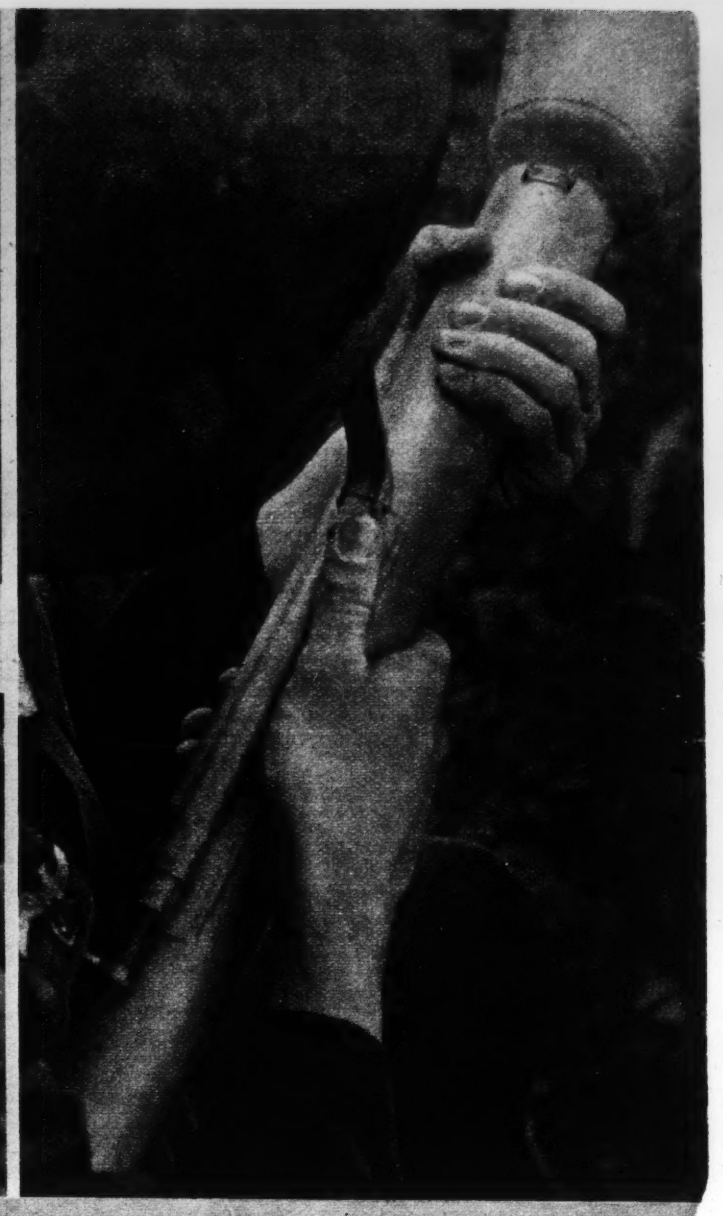
Auch das gibt Verbrennungen! Der Feuerstrahl von 2 bis 3 Metern würde beim Abschuß Körper und Rock des Schützen verbrennen





Die Abschußvorrichtung wird gespannt. Mit Daumendruck wird die Abschußvorrichtung nach vorn gebracht. Die Waffe ist noch gesichert





Die „Panzerfaust" wird schußfertig gemacht. Zuerst wird der Haltedraht am Visier herausgezogen und danach das Visier hochgeklappt

Der Sicherungsflügel in „Scharfstellung". Nun darf der rote Druckknopf nicht mehr berührt werden, denn er löst den Schuß aus

Fertig zum Schuß . . . Der Sicherungsflügel ist nach innen geschwenkt. Durch Druck auf den roten Knopf wird das Geschoß ausgelöst

EINE NEUE WAFFE – AN DER FRONT BEWÄHRT

Die „Panzerfaust" (Faustpatrone) ist leicht, einfach in der Handhabung und sicher in der Wirkung. Als zur Zeit bestes Nahbekämpfungsmittel, das dem Heer zur Verfügung steht, hat es schon an vielen Stellen schlachtentscheidende Wirkung erzielt; so wurde von der Nettuno-Front gemeldet, daß 40% der dort vernichteten Panzer durch die „Panzerfaust" erledigt wurden.

Da Waffe und Munition in der „Panzerfaust" zu einem Gerät vereinigt sind, ist der Schütze nicht auf einen Hilfsmann angewiesen.

Die „Panzerfaust" besteht aus Geschoß und Abschußrohr. Das Geschoß enthält eine Hohlladung mit einer enormen Panzerdurchschlagsleistung. Stärkste Panzer können, auch an unempfindlichen Stellen, durchschlagen werden, aber nicht nur Panzerplatten, sondern auch Betonwände von Bunkern werden erfolgreich bewältigt.

Damit die Hohlladung im Fluge stabil fliegt, trägt sie hinten einen Schaft mit Flügeln. In dem Geschoß ist weiterhin ein Aufschlagzünder eingesetzt, der sich nach einer Flugstrecke von 2 Metern selbsttätig entsichert und beim Auftreffen auf ein Ziel die Sprengung auslöst.

Schaft und Flügel stecken in einem Rohr. Der Gasdruck, der Geschoß und Schaft aus dem Rohr herausschleudert, wird durch eine Pulverladung erzeugt, die, in einer Papphülse eingeschlossen, im Rohr untergebracht ist. Wenn die Pulverladung zur Entzündung gebracht ist, so drücken die Gase einerseits gegen den Geschoßschaft, andererseits werden sie durch das Rohr nach hinten gestoßen und können durch das offene Rohrende entweichen. Hierdurch wird die Rückstoßfreiheit beim Abschuß erreicht. Vom Geschoß aus selbst fliegen keine Teilchen rückwärts, so daß weder ein Gesichts- noch Handschutz notwendig ist.

Bei heruntergeklapptem Visier ist ein Spannen oder Auslösen zwangsläufig und technisch unmöglich.

Die Wirkung der Hohlladung ist unabhängig von der Schußentfernung. Die Schußweite ist streuungsmäßig bedingt, nicht wirkungsmäßig.

Das Wichtigste beim Schuß ist jedoch Ruhe! Ist der Panzer bei der geeigneten Kampfentfernung richtig anvisiert und Zünder und Zündladung richtig eingesetzt (Loch auf Loch wie bei der Handgranate!), so wird der Feind nach wenigen Augenblicken einen Panzer weniger haben.

Nach dem Abschuß sollen die Rohre nach Möglichkeit nicht fortgeworfen werden, denn sie werden in der Heimat wieder mit neuen Geschossen und Kartuschen versehen. Sie sind also wichtiger Rohstoff. Je schneller die Sammlung und der Rücktransport der Rohre erfolgt, um so schneller kann die Heimat die Front versorgen. Damit die kämpfende Truppe aber nur einwandfeie Geräte bekommt, wird die Laborierung nicht direkt hinter der Front, sondern in der Heimat durchgeführt, wo jedes Rohr, bevor es seiner Wiederverwendung zugeführt wird, zur Sicherung einem Probeschuß unterzogen wird. Für die Ablieferung der Rohre wird außerdem eine Prämie gezahlt.

Die „Panzerfaust", deren Handhabung keine weitere Ausbildung erfordert, und der der Feind nichts ähnliches entgegenzustellen hat, ist einzigartig. Die Produktion ist so angelaufen, daß die Waffe in kurzer Zeit als „Jedermann-Waffe" ausgegeben werden kann. *Dipl.-Ing. von Tresckow*

Linkes Bild: Eine 1,30 Meter starke Mauer vor Beschuß

Rechtes Bild: Nach Beschuß mit drei Panzerfaustgeschossen



Zeichnung: Feldwebel Edwin Grazioli

Kosaken

EIN JAHR KAMPF DER KOSAKENDIVISION IN DER DEUTSCHEN WEHRMACHT

Wie zu Zeiten Taras Bulbas reiten auch heute wieder Kosaken für ihre Freiheit. Es wird wenig bekannt sein, daß sie in der 1. Kosakendivision bereits ihre militärische Schlagkraft erprobt haben. Die Division kann bereits auf ihr einjähriges Bestehen zurückblicken. Sie hat sich in dieser kurzen Zeit einen guten Namen in der deutschen Wehrmacht geschaffen und ist zum Schrecken aller Banditen auf dem Balkan geworden. Man kann ihren Kampf, den sie aus eigenem Entschluß auch wieder um ihre Freiheit führen, nur dann richtig werten, wenn man ihn einordnet in das geschichtliche Werden und Ringen des Kosakentums überhaupt.

*

Dem Zugriff der Leibeigenschaft und der zaristischen Knechtschaft entzogen sich im 14. und 15. Jahrhundert freiheitsliebende Bauern des Ostens und bauten ihre Hütten in jene Gebiete, die weder dem Zaren noch einem anderen Fürsten untertan sein wollten und bis zu jener Zeit unkultiviert geblieben waren. Jahrhundertelang verteidigten hier zwischen Dnjepr und Kuban die Kosaken ihre Heimat gegen einfallende Osmanen, Tataren oder Russen. Es hat keinen Tag in der Geschichte der Kosaken gegeben, an dem sie nicht im Sattel saßen und kämpfend mit der Waffe in der Faust über die Steppe jagten.

*

Doch eines Tages legte das Zarentum die zwingende Faust auf die Freiheit der Kosaken. Es erkannte aus Klugheit das Wesen dieser freien Menschen, ihre militärische Kraft und die soldatische Kühnheit. Systematisch begann die Ansiedlung der Kosaken am Ural gegen die Einfälle mongolischer Stämme und im Süden gegen das Vordringen der Türken und Tataren. So war für die Folge den Kosaken der Platz zugewiesen, der ihrer kämpferischen Haltung entsprach. Eine Reihe von Sonderrechten wurde ihnen zugestanden. So wuchsen sie zu Grenz- und Wehrbauern in einem festgeschlossenen Gemeinwesen innerhalb des russischen Völkerstaates heran.

*

Die Jahrhunderte gingen hin, und das Kosakentum lebte als kleine, aber wehrstarke Einheit. Und noch bis in den ersten Weltkrieg hinein kamen die Kosaken auf eigenen Pferden, in eigenen Uniformen und in eigenen Verbänden zum Wehrdienst. Als die Revolution in Rußland ausbrach, konnte es gar nicht anders sein, als daß sich der Kosak sofort an die Seite der Weißgardisten stellte und erneut für seine Freiheit und Rechte in den Sattel stieg. Aber der Bolschewismus hat auch vor dem alten Kosakentum nicht haltgemacht. Kleine und größere offene Rebellionen gegen die Sowjets und die ungezählten Blutopfer waren die letzten äußeren Zeichen einer gegenseitigen erbitterten Feindschaft.

*

Im Aufstand Europas gegen den Bolschewismus traten zahlreiche Kosaken zu den Deutschen über. In der 1. Kosakendivision der deutschen Wehrmacht haben sie nun ihre militärische Heimat gefunden. Da die engenden Schranken des verhaßten sowjetischen Systems nicht mehr da sind, erblüht aufs neue die alte kämpferische Tradition des Kosakentums. Als treuer Kamerad des deutschen Soldaten steht heute der Kosak auf dem Balkan gegen die bolschewistischen Banden. Im täglichen Einsatz in den unwirtlichen Bergen Kroatiens, den Sümpfen und schier ungangbaren Wäldern bringt der Kosak heute seinen Blutzoll für seinen Platz im neuen Europa.

*

Nun wird man fragen: was sind die Kosaken für Menschen? Die Geschehnisse der Jahrhunderte haben ihre Seele und ihr Gemüt geformt. Sie haben die Maßlosigkeit der Steppe und die Kühnheit wilder alter kämpferischer Völker, sie können hart sein bis zur Brutalität und auch weich und haltlos wie ein Kind. Diese extremen Spannungen in ihrer Seele prägen ihr Wesen. Im Angriff sind sie schneidig und kühn. Sie sind verwegene Reiter und nicht vom Pferd zu trennen. Ein jeder von ihnen trägt ein bitteres und schweres Schicksal. Wer von den Tausenden nicht selbst im sowjetischen Kerker saß, der verlor den Bruder oder die Schwester, den Vater oder die Mutter, die Frau oder die Kinder. So wuchs ein fanatischer Haß gegen alles Bolschewistische. Wo die Kosaken im Kampf auftauchen, sind sie der Schrecken ihrer Feinde, aber wo sie Quartier beziehen, schließen sie bald Freundschaft. Und fürwahr — sie sind wohl eine Freundschaft wert.

Uffz. Karl Kurt Hampe

DAS GEISTIGE DEUTSCHLAND SPRICHT ZUR FRONT

SCHAUSPIELKUNST IN DER BEWÄHRUNG

VON HEINRICH GEORGE

Wir beginnen eine neue Artikelreihe „Das geistige Deutschland spricht zur Front". Heinrich George, einer der bedeutendsten Bühnenleiter und Schauspieler, eröffnet sie. Dichter, Schriftsteller, Musiker, schöpferische und nachschaffende Künstler, Gelehrte und Wissenschaftler sollen folgen und aussagen über ihre stillwirkenden Lebensbereiche. Denn auch von diesen Quellen gehen Kräfte aus, die unser Volk befähigen, im gegenwärtigen Schicksalsringen zu bestehen.



Heinrich George als Nettelbeck in dem neuen großen Ufa-Farbfilm „Kolberg", der den heldenhaften Widerstand der letzten deutschen Festung im Kriege gegen Napoleon I. vergegenwärtigt. Neben ihm Horst Caspar als Gneisenau

Der Schauspieler als schöpferischer Künstler begnügt sich nicht damit, dem „Publikum zur Schau zu spielen". Er spielt vielmehr aus seiner eigenen Schau heraus, wie der Maler aus seiner persönlichen Sicht ein buntes und figurenreiches Bild der Welt gestaltet, wie der Dichter aus seiner eigenen Weltanschauung den Erscheinungen der Natur, der Geschichte und des Lebens eine eigenartige Deutung gibt, oder der Baumeister aus dem ihm angeborenen Maßempfinden den Lebensformen der Gegenwart und Zukunft ein wohnliches Gehäuse schafft. Stammt doch die Schauspielkunst aus einem Urtrieb, der etwas sehr viel Tieferes als den „Nachahmungstrieb" umfaßt. Sie wurzelt in dem Drang zur Selbstverwandlung, der — wie ein Blick in die Frühgeschichte oder Völkerkunde lehrt — ursprünglich magischen Charakters war und selbst in der entzauberten Welt der Neuzeit noch so lebenskräftig blieb, daß der Bühnenkünstler, wie sonst nur der Musiker, den „Zauber" einer gefühlsbannenden Wirkung auszustrahlen vermag.

Die drei genannten Fähigkeiten zur eigenen Schau, zur Selbstverwandlung und gefühlsbannenden Ausstrahlung stellen den untrüglichen Prüfstein der schauspielerischen Begabung dar. Denn hier hat sich sowohl die Natur als auch der Charakter, also die Persönlichkeit, als Ganzes zu bewähren. Den herkömmlicherweise sogenannten „schauspielerischen Naturen" pflegt gerade die ursprüngliche „Natur" zu fehlen. Sie suchen, was sie selbst nicht sind und aus ihrem Eigenen nicht empfinden und erleben können, als ein Darlehn aus der Hand des Dichters zu erhalten. Sie können sich zu geschickten Könnern entwickeln, doch verdanken sie ihre Fähigkeit zur Selbstverwandlung im Grunde nur ihrem Mangel an selbständigem Charakter. Ganz ohne eigene „Schau" sind sie nur „Spieler", nervöse Medien oder abgerichtete Marionetten ihrer Regisseure.

Solchen nur nachempfindenden Talenten gegenüber wurzelt der schöpferische Schauspieler in einer vollkräftigen Natur, der „nichts Menschliches fremd ist". In der Feuerprobe unserer Zeit wird jeder einzelne auf seine Substanz geprüft und dabei das Metall von der Schlacke, das Echte von dem Nachgemachten, das wahre „Sein" vom bloßen „Scheinen" unerbittlich geschieden. Wir fragen daher, welche Eigenschaften die deutsche Schauspielkunst verkörpern muß, um sich in ihrer Stunde der Bewährung zu behaupten.

Unsere Zeit ist von eiserner Männlichkeit. Wo sich im Kampf der Fronten und im Arbeitseinsatz der Heimat die männlichen Charakterwerte der Tapferkeit, des Durchstehens bis zum Äußersten und einer stündlichen Todesbereitschaft bewähren, muß auch der Schauspieler eine kernfeste Männlichkeit besitzen, wenn anders er der Forderung der Gegenwart entsprechen soll. Die Urlauber, die von der Front, und die Verwundeten, die aus den Lazaretten in unsere Theater kommen, wollen Männer auf der Bühne sehen, mit denen sie sich kameradschaftlich eins fühlen können. Dies will nicht besagen, daß nur soldatische Rollen und heroische Kothurne dem Schauspieler heute zur Wirkung verhelfen. Im Gegenteil! Jeder Kothurn ist abgeschnallt. Wir stecken alle nur im Stiefel unserer harten Pflicht. Deshalb werden heroische Rollen, wie der Götz von Berlichingen oder Kleists Großer Kurfürst, gerade dann am tiefsten wirken, wenn der Ritterpanzer oder Lederkoller bis zum grundmenschlich Schlichten und Wahrhaftigen durchdrungen wird.

Unsere Zeit ist jedoch nicht nur im aktiven, sondern auch im passiven Sinn eine heroische Epoche. Sie ist gezwungen, sich mit unsagbar schweren und harten Erlebnissen abzufinden. Wie viele Prüfungen und Leiden hat der heutige Mensch stillschweigend zu verbeißen! Dieses „wortlose" Ertragen braucht ein Ventil. Es fordert einen Mund und eine Stimme. Der Schauspieler ist der berufene Sprecher, indem er durch das Wort des Dichters die gemeinschaftliche Not beschwört. Um dies zu können, muß er in seiner eigenen „Schau" — um mit Goethes „Faust" zu sprechen — „der Menschheit ganzen Jammer" innerlich erlitten und durchdrungen, dabei jedoch so sieghaft überwunden haben, daß er sich im freien „Spiel" darüber erheben kann. Vermag er aber das Leiden glaubwürdig und überzeugend darzustellen, so empfängt seine Kunst die Eigenschaft des „Not-wendigen" und damit die Fähigkeit, die „Not" zu „wenden", den Zuschauer über sie hinauszuführen und ihn seelisch aufzurichten.

Für eine solche Erhebung und Tröstung durch die Schauspielkunst gibt es für den deutschen Charakter keinen besseren Mittler als den Humor, den ich geradeswegs eine deutsche Weltanschauung nennen möchte. Diese Bezeichnung allein schon sichert mich gegen das Mißverständnis, als glaubte ich etwa mit „leichter Kost" und spritzigen Nichtigkeiten über den harten Ernst der Zeit hinweggaukeln zu können. Ich verstehe unter Humor selbstverständlich nur jene, bei allem herzhaften Lachen grundernste Einstell[illegible] Leben gegenüber, die sich vom ernsten Drama nur [illegible] daß sie statt des gnadlos vernichtenden Schicksals [illegible] noch eine versöhnliche und heitere Lösung zu finden weiß. Solcher Humor ist bei Heinrich von Kleist, Christian Dietrich Grabbe, Gerhart Hauptmann und unseren urwüchsigen Lustspieldichtern, wie August Hinrichs, Karl Lorenz, Ernst Schäfer oder Heinrich Spoerl, in bunter Lebensfülle ausgebreitet. Von der Bühne herab hat er heute eine besonders ansprechende Sendung zu erfüllen, da er dazu berufen ist, im Sinne der Volksgemeinschaft eine wahrhafte Familiarität zwischen den Gauen und Stämmen unseres Vaterlandes herzustellen.

Halten wir uns diese drei Bewährungspunkte stets vor Augen, mag der Feind in blinder und barbarischer Vernichtungswut unsere Theater in Schutt und Asche legen, so bleiben wir doch stets gerüstet, auf Notbühnen aller Art, Bunkertheatern oder Freilichtbühnen unsern Mann zu stehen. Aus den Trümmern des Schiller-Theaters der Reichshauptstadt ist eine solche Notbühne jüngst in dessen früherem Erfrischungsraum mit Goethes „Urfaust" zur geistigen Erfrischung unserer Zuschauer auferstanden, und bald hoffe ich so weit zu sein, mitten in den Ruinen unseres großen Hauses den „König Ödipus" von Sophokles zu spielen. Zur Friedenszeit gab die romantische Ruine des Heidelberger Schlosses meinem Götz von Berlichingen einen Resonanzboden von einzigartiger Stimmungskraft. Die Ruine, die ich jetzt zu bespielen gedenke, ist nicht im Laufe der Jahrhunderte gemildert und zur Natur zurückverwandelt worden. Sie steht uns unerbittlich hart, wie unsere Gegenwart, vor Augen. Vom Schicksal des Krieges gezeichnet, vermag sie der griechischen Schicksalstragödie einen Rahmen zu bieten, worin das alte Heldenschicksal seine ganze Kraft sittlicher „Katharsis" bewähren kann. Solch eine Reinigung und Aufrichtung der Herzen zu erwirken, ist aber nach der Forderung der griechischen und deutschen Klassik die höchste Aufgabe und damit die lebendige Bewährung aller Schauspielkunst.



Von den Müttern der germanischen Krieger wird berichtet, daß sie ihre Söhne lieber auf dem Schild als ohne Schild zurückkehren sahen. Die blanke Waffe, die ihren Träger als freien Mann kennzeichnete, war unseren Vorfahren mehr als ein Mittel zur Verteidigung. Schwerter, Brünnen und Schilde stellten oft den ganzen Besitz des Kriegers dar; von ihrer Güte und Schönheit, von geschickten und kunstfertigen Waffenschmieden erzählen die Heldenlieder unseres Volkes.

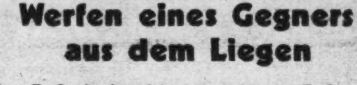
Es mag gewagt sein, einen Vergleich zu ziehen zwischen den berühmten Waffenhandwerkern des frühen Mittelalters, die Monate, ja Jahre an einem besonders kunstvollen Stück arbeiteten, und unseren modernen Waffenschmieden, in denen in Serien- und Fließbandarbeit täglich große Mengen von Waffen gefertigt werden. Und doch ist trotz aller Maschinenarbeit eines gleichgeblieben: die Mühe, die Sorgfalt und Präzision, mit der jedes einzelne Stück bearbeitet wird. Unser ganzes deutsches Vaterland ist heute eine einzige große Waffenschmiede geworden. In ihr wird unermüdlich Tag und Nacht unter oft schwierigsten Bedingungen gearbeitet, und viele gute Wünsche begleiten die Waffen, die zur Front gehen.

Ist es toter Stahl, der in unsere Hände kommt? Ist es ein seelenloses Stück Eisen? Sind es nur Maschinen? Wer entsinnt sich nicht des Augenblicks, da er als Rekrut zum erstenmal eine Waffe in der Hand hielt, mit der er bald verwachsen war? Wer kennt nicht mehr die Nummer des Gewehrs, das ihn durch die ersten schweren Monate der Ausbildung begleitete? Gab es nicht einen kleinen Stich durchs Herz, als es auf der Kammer wieder abgeliefert werden mußte? Die Waffe war mehr geworden als ein Stück Ausrüstung.

Ist es draußen anders? Ich habe einen MG-Schützen heulen sehen vor Wut, als er vom Urlaub zurückkam und seine Waffe nicht mehr vorfand, die zur Instandsetzung abgegeben worden war. Er bekam ein neues Maschinengewehr, aber er brauchte Wochen, bis er den Verlust des alten überwunden hatte, dessen Tücken nur er kannte und mit dem er in fast zwei Jahren völlig vertraut geworden war. Nicht anders geht es Geschützbedienungen, Panzerbesatzungen und Kraftfahrern,



In unserer Fortsetzungsreihe „Schneller als der Feind — Schule des deutschen Nahkampfes“ zeigen wir heute drei Einzelsituationen, die dem Soldaten weitere wichtige Kenntnisse für die Verteidigung und den Angriff im Nahkampf ohne Waffe vermitteln sollen



Werfen eines Gegners aus dem Liegen

Ein Fuß hakt hinter einen Fuß des Gegners. Der andere Fuß tritt kräftig gegen das Schienbein des Gegners unterhalb der Kniescheibe



Werfen eines Gegners aus dem Stand

Durch Hinterschlag eines Beines gegen das Standbein des Gegners und durch gleichzeitigen Schlag mit der inneren Handkante gegen den Kehlkopf wird der Gegner mit Wucht zu Boden geschleudert. (Vorsicht bei der Anwendung des Handkantenschlages gegen den Kehlkopf beim Üben!)



Körperumklammerung von vorn

Der Angreifer umklammert den Oberkörper von vorn, die Arme des Angegriffenen freilassend. **Abwehr:** Die linke Hand drückt gegen das Kinn des Angreifers, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand wenden den Augenstich an, d. h. stoßen dem Gegner mit zwei gestreckten Fingern die Augen aus. Das rechte Knie stößt gleichzeitig gegen den Unterleib des Angreifers

Schneller als der Feind

SCHULE DES DEUTSCHEN NAHKAMPFES (III)

um nur einige zu nennen. Für sie alle sind „ihre“ Waffen, „ihre“ Fahrzeuge längst wie zu Lebewesen geworden, um deren Erhaltung gekämpft und deren Verlust betrauert wird, wie der eines guten Kameraden.

Als Beispiel für viele mag hier die Geschichte eines Panzerkommandanten stehen. Eine thüringische Panzerdivision greift an. Feldwebel Sch. sichert mit seinem Zuge die linke Flanke seiner Kompanie. Beim Überrollen einer Höhe bekommt er plötzlich starkes Pak-Feuer. In stürmischer Drauflosfahrt walzt er drei Pak nieder! Ein auftauchender T 34 wird abgeschossen. Dann bekommt sein Panzer einen Treffer, Sch. wird zum vierten Male in diesem Kriege verwundet. Aber er denkt ganz zuletzt an sich. Erst hilft er noch seinen in Brand geratenen Panzer löschen, der dadurch vor der Vernichtung bewahrt wird, erst dann geht er zum Hauptverbandplatz. An anderer Stelle fährt Feldwebel Sch. seiner Kompanie weit voraus und gerät in ein feindliches Minenfeld. Mit Ketten- und Laufwerkschaden fällt sein Panzer aus. Schnell springt Sch. mit seinem Ladeschützen in den Panzer und schießt zwei der Angreifer ab. Die andern drehen in seinem gut liegenden Feuer um. Starker Artillerie- und Infanteriebeschuß kann ihn nicht hindern, weiter an der Bergung seines Panzers zu arbeiten. Dazu nimmt er noch trotz des heftigen Feuers zwölf Minen auf und bahnt so seinem und dem abschleppenden Panzer den Weg. Wieder hat er durch sein Ausharren und seine Zähigkeit nicht nur dem Feinde einen empfindlichen Verlust zugefügt, sondern auch hochwertiges Material vor der Zerstörung gerettet.

Wenige Wochen später soll Sch. ein verlorengegangenes Grabenstück zurückgewinnen. Dazu fährt er mit seinen Panzern an den feindlichen Graben heran und kämpft Widerstandsnester nieder, die gespickt sind mit Panzerbüchsen. Einen Bolschewisten, der mit einer Nahkampfladung auf seinen Panzer springt, schießt er mit der Pistole herunter. Dann erhält sein Wagen einen Pak-Treffer und wird bewegungsunfähig. Doch Feldwebel Sch. gibt trotz des gutgezielten Feuers seinen Panzer nicht auf. Er will ihn abschleppfähig machen. Dabei bekommt er zunächst einen Ellenbogendurchschuß, mit dem er weiterarbeitet, dann noch mehrere Splitter in den Rücken und in die Schulter und muß schwer verwundet zurückgebracht werden. Sein Panzer aber wird herausgeholt.

Der deutsche Soldat weiß, daß sein an Rohstoffen armes Vaterland nicht aus dem vollen schöpfen kann. Wenn ihm Waffen und Ausrüstung auch im fünften Kriegsjahr immer noch in vorbildlicher Güte und in ausreichender Menge zur Verfügung gestellt werden können, so ist dies nur dadurch möglich, daß die Heimat zugunsten der Front auf vieles verzichtet und allem Bombenterror zum Trotz das Geforderte schafft.

Uns aber verpflichtet dieses Wissen, nicht nur mit unseren Waffen, sondern auch mit jedem kleinsten Stück sorgfältig und haushälterisch umzugehen. Nichts darf verlorengehen — es sei denn durch schwierigste Kampfverhältnisse bedingt. Was den alten Soldaten längst eine Selbstverständlichkeit ist, muß den jungen in kameradschaftlicher Weise beigebracht werden. Auch dadurch leisten wir unseren Beitrag zum Sieg!

Hauptmann Ms.

ZWANG ZUR BEREITSCHAFT

Fortsetzung von Seite 2

zu sein pflegt. Wer, so fragen wir, aber so fragt sich der Gegner in ernsten Stunden zweifellos auch selbst, gibt ihm die Sicherheit, daß die Kräfte und Mittel, die er einzusetzen vermag, nicht nur als „imponierend", sondern, was viel wichtiger ist, auch als „ausreichend" angesehen werden können?! Hierauf können nur die Ereignisse selbst Antwort geben.

Auch wir, das ist selbstverständlich, stützen das ruhige Vertrauen, das wir der auf Einschüchterung berechneten Erfolgsgewißheit unserer Gegner entgegensetzen, naturgemäß auf das Gefühl eigener Stärke und eigenen Könnens. Sind wir angesichts der auch für uns schwer einschätzbaren Größe der bevorstehenden Aufgabe deshalb in der gleichen Ungewißheit wie der Gegner? Sicherlich nicht! Gewisse reale Faktoren wie die Stärke unserer Befestigungen sind erprobt. Der Gegner selbst hat ungewollt das feste Vertrauen begründet, das die Besatzungen beseelt — jetzt, wo so mancher Bunker, manche Batterie sich im Hagel schwerer und schwerster Bomben bewähren mußte, noch mehr als früher. Vergessen wir vor allem auch nicht, daß jeder deutsche Verband im Westen die Maßstäbe für seine Kampfführung aus den Ereignissen im Osten, die Einschätzung des Gegners aber aus den Kämpfen in Italien entnimmt. Wir sind von dem nur bedingt geltenden Vergleich unserer Situation mit der Lage in einer belagerten Festung ausgegangen. Noch in einer Hinsicht besteht Übereinstimmung: Auch jetzt läßt der Gegner dem geplanten Generalangriff eine ausgiebige Vorbereitung vorausgehen. Wir lassen die Frage offen, ob in dem Wunsch nach gesteigerter Intensität dieser im wesentlichen mit dem langen Arm der Luftwaffe geführten Vorbereitung Gründe für das Hinausschieben der Invasion zu suchen sind oder ob es sich um die Überbrückung eines auf [illegible] Schwebezustandes handelt. In jedem Falle steht fest, daß Spekulationen der Art, als müßte mit der zunehmenden Dauer solcher vorbereitenden Aktionen auch ihre materielle und moralische Wirkung wachsen, als verfehlt anzusehen sind. Zweifellos schaffen sie schwere Belastungen, aber es hieß doch die durch Gewöhnung gestählte Durchhaltekraft unseres Volkes wie die organisatorische Anpassungsfähigkeit unserer Kriegswirtschaft unterschätzen, wenn man annehmen wollte, daß in der Dauer der Vorbereitungen ein einseitiger Vorteil für den Gegner liegen müsse. Eher dürfte das Gegenteil beweisbar sein, die Tatsache nämlich, daß die Zeit in der derzeitigen Lage sich für uns als vorteilhaft erweist. So steht auch der Gegner unter dem Zwang zu einer ständigen Bereitschaft, die das Vorrecht des Angreifenden, die Wahl des Zeitpunktes, wesentlich einzuschränken vermag. Daß dieser sich trotzdem weitgehend einer genauen Berechnung entzieht, liegt in der Natur der Dinge begründet, aber die erzwungene höchste Anspannung begrenzt doch die Möglichkeit für den Gegner, den jetzigen Zustand beliebig zu verlängern. So unkompliziert liegen die Dinge denn doch nicht, daß der Gegner uns auf eine von ihm bestimmte Zeit am Nasenring der Invasionsdrohung halten könnte.

Man wird gut tun, sich darauf einzustellen, daß es den gegen uns verbündeten Mächten im augenblicklichen Moment darauf ankommt, ihre Anstrengungen zu synchronisieren, also in zeitliche und wirkungsmäßige Übereinstimmung zu bringen. Wir wissen, welche Erschwerungen in der Praxis der Durchführung eines an sich so naheliegenden Gedankens entgegenstehen, welche zahlreichen hindernden Umstände sich auch dann ergeben, wenn wir in rein militärischer Betrachtungsweise die Möglichkeit politischer Divergenzen vollständig ausschalten. Ohne Unterschätzung, aber auch ohne Überbewertung der sich aus einem gleichzeitigen Generalangriff auf allen Fronten für unsere Feinde ergebenden Möglichkeiten sehen wir gerade diesem äußersten Fall gespannt, aber kühl ins Auge. Es gibt nur eine Folgerung, die aus ihm zu ziehen ist, diejenige, die Clausewitz in die Forderung kleidet, immer so stark zu sein wie möglich, vor allem aber auf dem jeweils entscheidenden Punkte, auch dann, wenn eine Mehrzahl von Punkten von anscheinend gleicher Wichtigkeit Berücksichtigung verlangt.



DAS RITTERKREUZ ZUM EISERNEN KREUZ

Leutnant Erich Abraham †
Oberst d. R. Otto Alberts
Hauptmann d. R. Friedrich Allmacher
Oberstleutnant Johannes Arndt
Oberfeldwebel Adolf Baum
Oberst Helmut Bechler
Oberleutnant Rudolf Becker
Oberfeldwebel Josef Beginen
Major Friedrich Behne
Oberst Heinrich von Behr
Major Robert Berger
Generalleutnant Wilhelm Berlin
Hauptmann d. R. Kai Bräundle-Schmidt
Hauptmann Eduard Brunner
Oberwachtmeister Wilhelm Bürgel
Generalleutnant Karl Burdach
Hauptmann Axel von dem Busche-Streithorst
Major Heinrich Busse
Oberjäger Pius Butz
Oberstleutnant Wilhelm Cappel
Leutnant Prosper Graf zu Castell
Oberst Robert Colli
Major Oskar-Hubert Dennhardt
Hauptmann Erich Deutschländer
Leutnant d. R. René Dollwet
Oberfeldwebel Karl Eich †
Hauptmann d. R. Heinz Emmerling
Oberfeldwebel Eduard Ender
Leutnant d. R. Fritz Feller
Generalleutnant Bruno Frankewitz
Hauptmann d. R. Jakob Gansmeier
Unteroffizier Franz-Joseph Ganssen
Oberleutnant Richard Gombert
Leutnant d. R. Karl-Heinrich Geull
Hauptmann von Hauff
Major d. R. Wilhelm Heidbrink
Hauptmann Wilhelm Herold
Major Josef Hißmann
Oberfeldwebel Paul Hoffmann
Hauptmann d. R. Ludwig Hoyer
Obergefreiter August Hurlebaus
Oberstleutnant Hans Janke
Hauptmann d. R. Hans Kalb
Oberleutnant d. R. Georg Kaletsch
Leutnant Hennecke Kardel
Leutnant Fritz Kercher
Oberwachtmeister Wilhelm Kessel
Assistenzarzt Dr. Walter Keup
Oberst Friedrich von Keußler
Generalleutnant Friedrich-Jobst Volckamer von Kirchensittenbach
Oberleutnant d. R. Walter Kirsch
Feldwebel Paul Kitta
Unteroffizier Ernst Knaul
Leutnant d. R. Karl-Heinz Knollmann
Unteroffizier Walter Knorr
Major Friedrich Knuth
Hauptmann Gerhard Kraft
Major Ewald Kraus
Generalleutnant Hans Krebs
Leutnant d. R. Hans-Jochen Kühn
Hauptmann Friedrich Karl Krützmann
Hauptmann d. R. Gerhard Kruse
Hauptmann Heinrich Kruse
Major Heinz Oskar Laebe
Oberleutnant d. R. Helmut Lambach
Hauptmann Matthias Langmaier
Hauptmann d. R. Werner Lindhorst
Wachtmeister Anton Lindner
Gefreiter Werner Lösing
Hauptmann Emil Mez
Hauptmann Heinz Möhring
Oberfeldwebel Bruno Moysies
Hauptmann Waldemar Mueller
Oberleutnant d. R. Albrecht Müller
Hauptmann Rudolf Neubert
Major Joachim Neumann
Oberst d. R. Eduard Niemann
Oberleutnant Helmut Normann
Hauptmann Heinrich Oelker
Grenadier Karl Orth
Major Wilhelm Osterhold
Feldwebel Josef Papesch
Feldwebel Oskar Penkert
Oberleutnant d. R. Joachim Persson
Leutnant d. R. Reinhard Peters
Oberfeldwebel Fritz Pliska
Hauptmann Franz Pöschl
Oberleutnant Otto Post
Generalleutnant Helmuth Prieß
Oberfeldwebel Hans Radel
Hauptmann Kurt Radeck
Oberstleutnant d. R. Max Reinwald
Hauptmann Joseph Rhein
Oberjäger Karl Riesle
Oberfeldwebel Hans Rittel
Oberfeldwebel Hans Rodamer
Rittmeister Erich Rudat
Hauptmann d. R. Dr. Josef Rüger
Unteroffizier Karl Ruland
Feldwebel Karl Sawatzki
Oberleutnant Walter Scherf
Obergefreiter Ewald Scherling †
Major Erich Schlemminger
Oberfeldwebel Franz Schnarr
Oberleutnant Werner Schrauth †
Oberstleutnant Wilhelm Schröder
Oberleutnant Anton Schroeter
Oberfeldwebel Paul Georg Schubert
Major Ludwig Schütte
Oberleutnant Emil Gerhard Schwarzer
Hauptmann Helmut Schwill
Generalmajor Curt Sievert
Hauptmann z. V. Klaus Simon
Oberleutnant d. R. Gerhard Simons
Major Karl von Sivers
Generalleutnant Hans Speth
Oberfeldwebel [illegible]
[illegible]
Hauptmann Hermann Völk
Oberleutnant Karl Wanka
Leutnant Kurt Willms
Oberleutnant d. R. Otto Wolff
Oberleutnant Albert Zapf
Gefreiter Max Zastrow
Feldwebel Otto Zimmermann

LANDSER-LEXIKON



Atlantik-Charta.

Bei ihrem ersten Zusammentreffen auf dem Atlantik im August 1941 legten Roosevelt und Churchill in acht Punkten ihre angeblichen Kriegs- und Friedensziele fest. Die Teheraner Konferenz von Stalin, Roosevelt und Churchill im Jahre 1943 und die von da an geübte unverschleierte Macht- und Raubpolitik der Anglo-Amerikaner und Sowjets machte deutlich, daß jene berüchtigte Atlantikerklärung lediglich eine Tarnung der eigentlichen Kriegsziele und eine Irreführung der Weltöffentlichkeit größten Ausmaßes war. Alle neutralen Staaten wie alle übrigen Staaten, die gezwungen oder freiwillig auf der Seite der Alliierten stehen, haben erfahren müssen, wie gründlich die mit der Atlantik-Charta aufgestellten Grundsätze über Bord geworfen wurden.

Eheschließungen 1943.

Im Kriegsjahr 1943 sind im Reichsgebiet ebenso wie 1942 mehr Ehen geschlossen worden, als erwartungsgemäß anzunehmen wäre. Insgesamt wurden im Berichtsjahr 1943 nach Feststellungen des Statistischen Reichsamtes 625 906 Eheschließungen, 1 539 841 Lebendgeburten und 1 144 761 Sterbefälle gezählt. Die Zahl der Lebendgeborenen war um 79 222 oder 6,4% größer als 1942, eine Entwicklung, die erneut bestätigt, daß der Wille zum Kinde, der sich auf das Vertrauen in die nationalsozialistische Staatsführung und den von ihr gewährleisteten Familienschutz stützt, auch im Kriege aufrechterhalten blieb, wenn auch naturgemäß die Geburtenziffer in ihrer Höhe keineswegs ausreichend ist.



Strumpfpflege.

Oberleutnant G., Feldpost-Nr. 37 555, schickte folgenden praktischen Hinweis für alle Kameraden; er schrieb: „Ich hatte, wie alle meine Soldaten, auf dem Vormarsch 1941 im Osten, bedingt durch die großen Marschleistungen, oft riesengroße Löcher im Absatz meiner Strümpfe. An Stopfen war kaum zu denken, neue Strümpfe waren auch nicht immer da. Schließlich kam ich auf den Gedanken, die Strümpfe einfach durch die damals viel in den Häusern herumliegenden Leinenlappen zu flicken. Die Haltbarkeit war verblüffend. Die Vorteile sind mehrfach: 1. Längere Haltbarkeit, 2. Druckstellen, die früher durch schlechtes Stopfen entstanden, fielen nun weg, 3. es wurde Wolle eingespart. Ich trage seitdem an allen Strümpfen solche selbstgefertigten Fersenschoner aus Stoff." Das Muster ist aus den Zeichnungen ersichtlich. Alle Kameraden werden gebeten, ähnliche praktische Erfahrungen und Hinweise zur Veröffentlichung an uns einzusenden.

SCHÄFCHEN ZUR LINKEN . . .
Aufnahme von Angelika Seidel



VON HEINZ SCHARPF

Ich sah Ursula zum erstenmal, da war sie kaum fünfzehn, ein wippendes Bachstelzchen, in einem roten Fähnchen, das wie Feuer durch meine Jugendträume wehte. Alles an ihr war knospender Frühling, unberührter Tau, Musik, die der sanften Begleitung harrte. Oh, wie war ich grasgrüner Gymnasiast über beide Ohren in sie verknallt.

Ursula besuchte das Lyzeum in der Altstadt. In der anschließenden Fruchtgasse wohnten die meisten der Schülerinnen dieser Schule. Hier herrschte immer ein lebhafter Studentenkorso. Alle Augenblicke tauchte irgendein Wuschel- oder Lockenkopf in einem Fenster auf und spähte auf die Straße herab, nach einem oder auch nach allen. Doch erst im Mondenschein erreichte das verliebte Treiben seinen Höhepunkt. Da öffneten die Mädchen oben ihre Fenster und hielten nicht nur Zwiesprache mit dem Mond, sondern auch mit ihren Verehrern unten auf der Straße. Sie winkten herab, warfen Kußhände und ließen kleine Briefchen herniederflattern. Kein Wunder, wenn die Fruchtgasse im Volksmund auch Früchtchengasse genannt wurde.

Doch Ursula beteiligte sich nicht an diesem Treiben. Oh, wie dankte ich es den Göttern! Wehe, wenn ich einmal einen begünstigten Rivalen vor den Fenstern ihres Hauses angetroffen hätte. Wer weiß, was geschehen wäre.

So liebte ich das keusche Mädchen nur von ferne und bedauerte bloß, daß sich kein brauchbarer Reim auf ihren geliebten Namen finden ließ, was meine ersten Gedichte im Versmaß bedenklich hinken ließ.

Als ich dann Ursula gegen Schulschluß persönlich kennenlernte, kam ich gleich auf die Vorgänge in der Früchtchengasse zu sprechen, die ich gebührend kritisierte.

Sie sah mich mit ihren seelenvollen Augen an und pflichtete mir lebhaft bei.

„Oh“, sagte sie, „es ist wirklich eine Schande, sich derart aufzuführen. Gott sei Dank, mir kann niemand nachsagen, daß er mich jemals wie meine Mitschülerinnen am Fenster sah. Ich würde mich nie so bloßstellen und allen Frauenstolz vermissen lassen.“ Frauenstolz, sagte die Fünfzehnjährige flammend.

Eine Welle des Glücks stieg in mir auf. In meine Brust grub es sich noch tiefer ein: Das Leben für Ursula!

Und mit dem strahlenden Bild dieses unvergleichlichen Mädchens im Herzen trat ich dann hinaus ins Leben, um später meine Jugendliebe heimzuholen.

Auf der Hochzeitsreise besuchten wir das liebe alte Städtchen unserer Studienzeit. Meine Frau suchte sofort ihre ehemalige Wirtin in der Fruchtgasse auf. Die stattliche Frau mit dem gepflegten Schnurrbärtchen freute sich riesig über unseren Besuch. Gern ließ sie mich einen Blick in Ursulas ehemaliges Zimmerchen tun. Mir war zumute wie Faust, als er sich zum erstenmal in Gretchens Gemach umsah und in die Worte ausbrach:

„Hier lag das Kind! Mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild!“

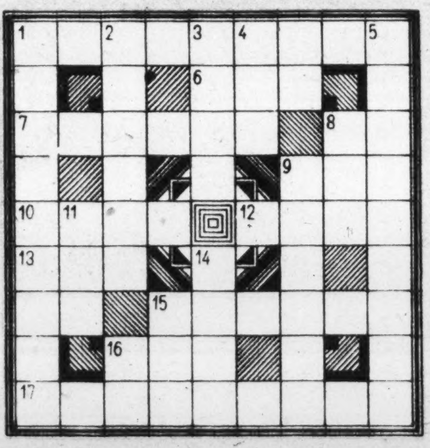
Ich trat ans Fenster und wollte einen Blick auf die Straße hinabwerfen.

Da war es mir, als grinste Mephistopheles, diese Spottgeburt aus Dreck und Feuer, leibhaftig hinter mir.

Ursulas Fenster ging nämlich nach hinten in den Garten hinaus . . .!

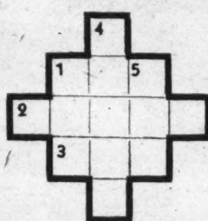
UNSERE KNOBELECKE

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Badeort in Unterfranken, 6. afrikanischer Strom, 7. steile Treppe, 9. Einfahrt, 10. Stadt in Rumänien, 12. Sprengkörper, 13. Elend, 15. eßbare Baumfrucht, 16. Tonart, 17. griechische Göttin. Senkrecht: 1. Griechische Seherin, 2. Gemüse, 3. weiblicher Vorname, 4. Verneinung, 5. ägyptische Königin, 8. Erdart, 9. italienische Stadt am Anio, 11. europäische Hauptstadt, 14. Spielkartenfarbe, 15. Nebenfluß der Drau.

Kleines Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Wurfgeschoß, 2. europäische Hauptstadt, 3. männlicher Vorname Senkrecht: 1. Gebietseinteilung des Deutschen Reiches, 4. weibl. Vorname, 5. Stadt in Südamerika.

Sinnspruch-Mosaik



Die Mosaiksteinchen, richtig aneinandergereiht, ergeben einen Sinnspruch von Carl Hauptmann.

Kämpfer

Das Wort mit „m“ trug schon in alter Zeit,
Das Wort mit „d“ — wie heut — in Kampf und Streit.

Vierfach

Mit „f“ wird geglättet,
Mit „b“ wirbt ein Tier,
Mit „s“ würzt's die Speisen,
Mit „m“ kommt's ins Bier.

WER HAT'S GERATEN?

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kissingen, 6. Nil, 7. Stiege, 9. Tor, 10. Arad, 12. Mine, 13. Not, 15. Marone, 16. Dur, 17. Aphrodite. Senkrecht: 1. Kassandra, 2. Spinat, 3. Inge, 4. nie, 5. Nofretete, 8. Ton, 9. Tivoli, 11. Rom, 14. Karo, 15. Mur.

Kämpfer: Helm, Held.

Vierfach: Falz, Balz, Salz, Malz.

Kleines Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Ger, 2. Paris, 3. Udo. Senkrecht: 1. Gau, 4. Gerda, 5. Rio.

Sinnspruch-Mosaik: Scheue Erschütterungen nicht, sie machen deine Kräfte nur größer.



Meine Mutter

VON KARL HEINRICH WAGGERL

Meine Mutter war Näherin, in ihren besten Jahren die einzige im ganzen Tal, die sich noch darauf verstand, ein Miederleib richtig zu nähen und alles, was zur alten Tracht gehörte. Die Mutter hatte ihr Handwerk freilich nicht ordentlich erlernt. Aber wie sie alles im Leben beherzt und entschlossen angriff, so nähte sie eben auch, was in unserem dürftigen Hauswesen nötig war, einen Kittel für mich, ein Sonntagshemd für den Vater oder eine Schürze für sich selbst. Hemd und Schürze waren aus einerlei billigem Zeug geschnitten, und dennoch hatte jedes Stück, das der Mutter aus der Hand ging, etwas Besonderes an sich. Ihr bewegliches und erfinderisches Wesen war nie mit dem Gewöhnlichen zufrieden. Darum konnte der Vater beim Kirchgang eine gefältelte Hemdbrust sehen lassen, wie es keine in der ganzen Gemeinde gab, und die Krause am Schürzenlatz der Mutter war ein Mirakel für die Nachbarin. Die wollte nun auch so eine Schürze haben, aus Seide, versteht sich. Die Mutter konnte ja nicht in Musterbüchern nachschlagen und nichts auf dem Zeichenbrett entwerfen, sie mußte sich alles in ihrem Kopf ausdenken. Und wenn sie auch mich mageren Däumling manchmal auf den Tisch setzte, um einen Halskragen oder eine Busenschleife an mir zurechtzustecken, so hatte sie doch keine richtige Hilfe daran, meine äußere Erscheinung war schon damals nicht das Beste an mir. Der Vater ließ sich noch weniger gebrauchen, denn in diesem ruhigernsten Mann steckte ein heimlicher Drang zu kindischen Späßen. Wenn er abends einmal in die Schürze der Nachbarin schlüpfen wollte, gleich war er die dicke Nachbarin selber und blähte sich auf, und das brachte die Mutter zur Raserei. Denn im Grunde haßte sie die Arbeit am Nähtisch. Manchmal geschah es, daß sie plötzlich alles hinwarf und einfach fortlief, irgendwo hinauf in die Berge oder auf eine Alm, die Bauerntochter. Dann saß der Vater einen Abend lang mit mir allein bei schmaler Kost zu Hause, wir wußten schon Bescheid. Am andern Tag kam die Mutter zurück, schweigsam und ein bißchen beschämt nahm sie ihr Tagwerk wieder auf.

Wohlverstanden: eine Schwierigkeit anzupacken, einem Einfall nachzutrachten, dem konnte sie nie widerstehen. Aber daß es dann so lange währte, Stich um Stich, den ganzen Tag in der engen Stube, das ging ihr gegen die Natur, gegen ihren unbändigen Trieb nach Freiheit und Bewegung.

Jedenfalls, sogar der Pfarrer selber hätte einen Talar für die Feiertage bei der Mutter bestellen können, er wäre nicht schlechter bedient worden als etwa sein Meßner, dem unsere Werkstatt eigentlich ihren Ruf in der ganzen Gegend verdankt.

Der Meßner trat eines Abends in die Stube, mit zwei Roßdecken und einer Schafkeule unterm Arm. Er gehörte zu unserer weitläufigen Vetternschaft, und die Mutter hielt große Stücke auf ihn, weil es doch immerhin wertvoll war, einen Verwandten unter dem Gesinde des Herrn zu haben. Und nun setzte der Meßner sein umständliches Anliegen auseinander. Er käme allmählich in die anfälligen Jahre, meinte er, in denen man das Knien auf dem Kirchenpflaster und die Zugluft in der Glockenkammer schlecht vertrüge, von den Versehgängen gar nicht zu reden, seit die Leute verdammte Gewohnheit angenommen hätten, immer bei Nacht und Unwetter zu sterben. Und darum habe ihm die Vorsehung diese beiden Roßdecken für einen warmen Rock zugewendet und die Schafkeule auch, die wolle er aber als Macherlohn dreingeben.

Männergewand zu nähen gehört zum schwierigsten in der ganzen Schneiderkunst, ich weiß das aus Erfahrung, denn ich habe mich auch darin versucht. Als ich im Felde diente, beschloß ich einmal, mir selber eine neue Hose zu machen. Ich dachte, wenn ich von der alten das Beste nähm[illegible] [illegible] um abschnitte, bliebe mir genug Zeug dazu. Das wohl, aber der Schnitt geriet mir schlecht, und die Näherei auch, zuletzt besaß ich nur noch ein paar Streifen Tuch für Gamaschen, und statt des Mantels eine kurze Jacke, an der zu beiden Seiten das Taschenfutter baumelte, eine wunderliche Tracht für einen kaiserlichen Fähnrich.

Was aber das Anliegen betraf, mit dem Gott seinen Knecht zu meiner Mutter schickte, so waren freilich die Linien auf dem Felde leichter zu kleiden als dieser verwachsene Meßner. Der Vater entwarf zwar sofort einen Riß mit seinem Zimmermannsblei, aber es wurde doch nur eine Art Dachstuhl daraus, nicht zu gebrauchen. Nein, die Mutter behalf sich lieber selber, und nach einigen gewittrigen Tagen war der Rock auch wirklich fertig, man konnte ihn gleich einem Panzer in die Ecke stellen. Der Meßner, meinte der Vater, werde darin hängen wie der Schwengel in der Glocke.

Er kam denn auch zum Samstagabend und schloff in sein Gehäuse, schnaufend schüttelte er sich darin zurecht. Als er aber merkte, daß er alle Gliedmaßen gebrauchen konnte, war er zufrieden und ging davon, eine riesige Schildkröte kroch die Gasse hinunter.

Wegen dieses Meisterstücks geriet später unsere ganze Familie in langwierige Händel mit der Sippschaft des Schneiders, der nach dem Urteil meiner streitbaren Mutter überhaupt der Widerwärtigste unter ihren vielen Feinden war, seit sie ihn in der Jugend als Brautwerber ausgeschlagen hatte. Gottlob, daß sie diesem Unglück entkam, es hätte ja auch mich gewisse[illegible] [illegible] kosten.



Das taktvolle Lenchen

ANEKDOTEN VON AUGUST HINRICHS

Dienstbotensorgen kannte man im alten Oldenburg nicht, da in allen Häusern ein recht patriarchalisches Verhältnis bestand. Ein Muster von Treue und rührender Anhänglichkeit war das alte Lenchen, das regelmäßig nach jeder großen Wäsche für einige Tage im kinderreichen Röbbelingschen Hause erschien, um als „Flickersche" ihres Amtes zu walten. Mit der Hausfrau saß sie im großen Wohnzimmer zu stopfen und flicken, wenn aber zufällig einmal eine Nachbarin in die Stube kam, ging sie taktvoll hinaus, um nicht zu stören.

Eines Abends war die Hausfrau durch einen unvorhergesehenen Besuch verhindert, ins Theater zu gehen, und schenkte dem braven Lenchen ihre Karte. Da Lenchen aber noch nie im Theater gewesen war, wurde sie über alles Nötige eingehend unterrichtet und zog freudevoll ab.

Schon nach einer Stunde war sie wieder da — glücklich und hochbefriedigt über alles, was sie gesehen hatte. Auf die verwunderte Frage, warum sie denn so früh wiederkomme, schilderte Lenchen in begeisterten Worten ihre Erlebnisse, wie man ihre Garderobe so nett aufbewahrt habe, wie ein goldbetreßter Diener ihr die Tür geöffnet und ihr einen Stuhl mit rotem Plüsch angewiesen habe, und wie alle Leute dort so sonntäglich angezogen gewesen seien. „Ja", sagte sie in seliger Erinnerung, „un denn war da'n ganz großes Bild mit wunnerschöne Figuren und Blumens, da konnt ich mich gar nich satt an sehen. Un denn wurd das ganze Bild hochgezogen wie son Rollo, un dahinter war noch'n schönes Zimmer, da saß ne Frau mit ihre Töchter, die erzählten sich was über Familienangelegenheiten. Aber das ging mich nu ja nicks an, was die für Geheimnisse hatten; sowas hört sich ja nich, daß man da zuhört, un da bin ich denn weggegangen. Aber wunnerschön war das alles — ganz wunnerschön!"

Lenchen hat noch lange von diesem herrlichen Theaterbesuch geschwärmt.

Der weise Schäfer

Der Schäfer stand auf der Heide, hatte beide Hände oben auf seinen langen Stock gestützt, stand und stand und rührte sich nicht, sah nur immer tiefsinnig geradeaus.

Der Professor aus der Stadt kam vorbei, sah den Schäfer in seiner tiefen Einsamkeit stehen und störte ihn nicht; denn er kannte die Art der Weisen. Als er am Abend zurückkam und den Schäfer noch immer unbeweglich in seiner Einsamkeit stehen und in die Ferne blicken sah, trat er aber doch zu ihm und fragte: „Sagen Sie mal, lieber Mann — was denken Sie denn nun immer so, wenn Sie hier so stehen?"

Der Schäfer rührte sich auch jetzt noch nicht, sah den neugierigen Frager nur verächtlich von der Seite an und sagte: „Sind Se denn so dumm, dat Se immer wat denken möt't? Ick nich!"

Marktplatz einer deutschen Stadt. Holzschnitt von Fritz Röhrs



Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: i. V. Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25, Fernruf: 17 53 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 332 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18—25
E H P V



Spieglein Spieglein …

Wer verliebt ist, jung und schön,
Macht es so wie dies Terzett.
Was die drei im Spiegel sehn,
Ist — wir müssen es gestehn —
In der Tat besonders nett!

Wäre, wie im Märchenland,
Zauberkraft im Glas versteckt,
Hätten sie wohl kurzerhand
In dem Spieglein an der Wand
Den Herzliebsten schon entdeckt.

Die Uhr mahnt: „Es ist Zeit, ist Zeit!"
Ein letzter Blick der Eitelkeit.
Dann hat der Spiegel seine Ruh.
Drei Türen klappen eilig zu!

Renée Christian

Aufnahmen: Angelika Seidel

